

Bernhard Tönz, Jahrgang 1928

Berglandwirtschaft und Wildheuen

Warum hast du als Sohn des Lehrers den Bauernberuf ergriffen?

Ja, mein Vater war nicht nur ein guter Lehrer, er war auch ein guter Bauer. Er hatte grosses Interesse gehabt am Vieh, war immer an Viehausstellungen und war ein begeisterter Heuer. Er hat mich bei der Berufswahl beeinflusst. Mein Vater hatte „propi“, d.h. Freude an der Landwirtschaft.

Unsere Landwirtschaft hatten wir vom „Ena“ (Grossvater mütterlicherseits) übernommen. Solange es die Kräfte erlaubten, gehörte sie dem „Ena“. Mein Vater hatte einfach tüchtig mitgeholfen.

Nach dem der „Ena“ nicht mehr mochte, hatte zuerst mein älterer Bruder im Winter gefüttert, bis ich aus der Schule gekommen war. Meinem Bruder Franz hatte das gar nicht gefallen. Er hatte das einfach so gemacht, ohne „Faschtidi“ (Lehnwort aus dem Italienischen: Sorgfalt) und Freude. Nachher habe ich dann das Füttern übernommen. Mit der Halbjahresschule hatte mein Vater noch viel Zeit, um mitzuhelfen oder um Ämter in der Gemeinde zu übernehmen.

Wiesen und Weiden hatten wir, wie alle andern auch, fast im ganzen „Valertälli“. Auf der Schattenseite (rechte Talseite) hatte ich die Güter „Scherragada“ und „Scherrahalta“. Bei einem schlechten Sommer – wenn's wenig Heu gab - ging ich dann noch „z Bäärg“ (Wildheuen), in die Heuberge „Fluatach“ und „Arvelti“.

Auf der Sonnenseite (linke Talseite) ging es über Geud, Boden, Lossa, Rischeili hinauf zum Obersten Gada. Dann zog ich mit der ganzen Familie aufs Mäiensäss Matta (Flurname: Mäiensäss von Bernhard Tönz, linke Talseite). Von dort aus ging ich dann immer wieder „z Bäärg“. Bergheu ha-

be ich im Böörtliband, Brand, Alpbüel und Fronnaband (Flurnamen von Heubergen auf der linken Talseite) gemacht.

Das Heuen war zu meiner Zeit eine strenge Arbeit, alles Handarbeit. Wir hatten noch keine Heubelüftung. Ich arbeitete viel mit Heinzen.

Etwas später habe ich dann einen Motormäher, Marke „Irus“, gekauft. Er wog ca. 70 Kg, man konnte ihn auf dem Rücken von Stall zu Stall tragen. Fahrwege gab es noch keine. Im Dorf spöttelte man über den „Irus“, er sei wohl eher für den Garten gemacht und nicht für die steilen Hänge in Vals. Dies bewahrheitete sich auch: Im größeren Gras lockerten sich immer wieder Schrauben, so dass der „Irus“ zeitweise mehr in der Garage war als auf dem Feld. In diesen Situationen musste ich wieder zur bewährten Sense greifen.

Wildheuen im Sommer

Im Fronnaband habe ich jedes Jahr Bergheu (Wildheu) gemacht. Der Sommer 1963 war besonders streng, wir erwarteten Nachwuchs und deshalb fiel meine Frau als Arbeitskraft aus. Ich habe dann vor allem mit meinem Nefen Ruedi geheuet. Bergheu machen hiess früh aufstehen. Um vier Uhr – es war noch dunkel - habe ich meistens mit Mähen begonnen. Am Gürtel habe ich eine Taschenlampe befestigt, damit ich sehen konnte, wo ich mähte. Um sieben Uhr bereitete ich beim Dachli das Frühstück vor, bis mein Nefen im „Heubett“ erwachte. Nach dem Frühstück zetteten wir gemeinsam das frischgemähte Bergheu und haben es für den Nachmittag mit dem Rechen bereits schon etwas zusammengezogen. Das Mittagessen nahmen wir wieder bei der Kochstelle vor dem Dachli ein. Nach einer kurzen Ruhepause brachten wir am Nachmittag das dürre Bergheu ein. Es wurde im Dachli (Heuschober) gelagert. Am

Abend legten wir uns todmüde ins Bergheu zum Schlafen. So ging das, je nach Wetter, eine ganze Woche lang. Im Dorf hat man dann schon munkeln gehört, ob Bauern noch nie etwas von Familienplanung gehört hätten.

Heuziehen im Winter

Mit 17 Jahren habe ich angefangen, Heu zu ziehen. Von meinem „Ettera“ (Onkel) konnte ich viel lernen. Bereits beim Aufstieg ins „Arvelti“ (Flurname für Heuberg im Peiltal) redeten wir über die Schneeverhältnisse und wo wir den Schleif am besten anlegen könnten. Als wir die vier „Bürdeli“ gemacht hatten, gab mir der „Ettera“ den Befehl, zwei aneinanderzubinden und sie allein den steilen Hang hintersausen zu lassen. Ich traute diesem Vorhaben nicht ganz. Er meinte, sie blieben dann unten schon stehen und wir könnten sie dort wieder zur Hand nehmen. Dem war aber nicht so. Sie sausten weiter hinunter als angenommen. Sie kamen dann doch noch zum Stillstand. Mit deutlichem Mehraufwand erreichten wir schliesslich das Ziel „Scherragada“ um 15.00 Uhr trotzdem. Nach meiner Heirat habe ich dann mit meinen Schwägern Heufassen und Heuziehen geübt. Wohnhaft auf Leis, waren sie näher an den Heubergen und über Wochen beinahe täglich unterwegs, für sich selber, aber vor allem auch für andere Bauern. Sie waren Heuzieher im Akkord. Sie verdienten so einen kleinen Zustupf (Zusatzverdienst), während der Monate Januar/Februar/März. Oft war ich dann auch mit ihnen unterwegs. Wenn Heuziehen angesagt war, ging ich bereit um 03.30 Uhr das Vieh füttern, kam dann mit der Milch ins Dorf. Etwa um 07.15 Uhr stieg ich wieder hoch, überwand in ca. zwei Stunden eine Höhendifferenz von 700 m bis zum Heubergdachli. Am ersten Tag, wenn noch kein Fussweg gestampft worden war, hatten wir auch länger. Etwa um

10.00 Uhr begannen wir mit dem Heufassen. Zuerst wurde das Fassbett geschaufelt. Vor dem Dachli wurde Schnee weggeschaufelt und zu einem flachen „Bett“, dem Fassbett, gestampft. Je nach Wetterlage mussten wir auch Schnee aus dem Dachli räumen.

Auf dem Fassbett wurde dann das Heuseil nach bestimmten Kriterien ausgebreitet. Derweil war ein Mann bereits mit Heuschroten beschäftigt. Die beiden andern Heuzieher trugen dann gemeinsam „Bergheu-Pletschen“ aus dem Dachli und schichteten diese übereinander auf dem Heuseil. War genügend Heu aufgeschichtet, wurde es mit dem Heuseil fachmännisch zu einem „Bördeli“ zusammengeschnürt. Zuletzt wurde es jeweils gekämmt, damit beim Heuziehen ja kein Heu im Schleif zurückblieb. Dann kam das nächste an die Reihe. Im Normalfall wurden pro Heuzieher zwei „Bördeli“ gefasst.

Beim Heuziehen gab es in der Praxis vor allem drei Techniken: Bei flacherem Gelände, wo man ziehen musste, war der Heuzieher selbstverständlich vorne dran; In steilerem Gelände, wo die „Bördeli“ von alleine sausten, gab es Heuzieher, die sich an der Seite festhielten, wenn es gar steil war, gab es welche, die sich hinten anlehnten und am Seil festhielten. Je nach Gelände und Schneeverhältnisse führte die Ziehetechnik immer wieder zu Diskussionen unter Heuziehern.

Maiensässzeit

Von früher vermisse ich gar nichts, höchstens das Maiensässleben. Das war jeweils eine schöne Zeit mit der ganzen Familie, obwohl wir auch auf der „Matta“ (Flurname: Maiensäss von Bernhard Tönz, linke Talseite) viel Arbeit mit dem Vieh hatten. Jeden Abend wurden die Tiere in den Stall geholt, am Morgen wurden sie dann wieder auf die Weide getrieben. Damals hat-

ten wir die Tiere auch täglich geputzt und gestriegelt. Ich hatte einfach Freude am Vieh. Wegen der Rendite hätte ich nicht Bauer werden müssen. Heute ist das ganz anders. Betriebe sind bedeutend grösser geworden. Deshalb ist auf den Maiensässen zu wenig Platz in den Ställen vorhanden, um die Tiere jeden Abend einzustallen. Vom ersten Maiensäss-Tag an lassen die jungen Bauern die Tiere Tag und Nacht draussen. Nur zum Melken sind sie eine kurze Zeit im Stall.

Entwicklung in der Landwirtschaft

Im Grunde stört mich schon etwas: Mehr als die Hälfte aller Bauern im Dorf hat keine Freude mehr am Vieh, an den landwirtschaftlichen Arbeiten ... Das Geld (Direktzahlungen) geht voraus. Mir ist schon klar. Maschinen kosten viel Geld. Die Mechanisierung wiederum ermöglicht grössere Betriebe zu bewirtschaften, welche ein grösseres Einkommen nach sich ziehen.

Meine Meinung zur Entwicklung der Landwirtschaft habe ich. Vieles ist wunderbar, Was mich aber nachdenklich stimmt, sind die grossen Misthaufen und die Güllegruben im Dorf bei den Grossvieställen. Die heutigen Bauern wissen nicht mehr, wohin mit dieser Ware. Auf Jahre hinaus ist das ein grosses Problem für das Wiesland. Die Wiesen sind jetzt schon überdüngt und sehen aus wie Äcker. Von Grasnarbe ist weit und breit nichts mehr zu sehen. Wenn das 10 bis 20 Jahre so weitergeht, weiss ich nicht, wo das hinführt. Eigentlich müsste man den Mist ein Jahr lang lagern. Dann verrottet er auf dem Lagerplatz. Er wird dann für das Wiesland viel verträglicher. Ich finde es schade, dass die schönen Fluren rings ums Dorf herum so überdüngt werden und aussehen wie Äcker.

Tourismus

Du bist als Bergbauer heute noch ein guter Skifahrer. Wo hast du Skifahren gelernt?

Eigentlich haben mir meine Eltern das Skifahren verboten. Als kleiner Bub schon wollte ich Skis und hatte einfach Freude am Skifahren. Mein Wunsch wurde dann doch an Weihnachten erfüllt. Vom Jelmoli (Warenhaus) bekam ich ein paar einfache Bretter. Ich hatte grosse Freude, ging dann zum Maler „Sonnyboy“, um sie streichen zu lassen und mit meinem Namen zu versehen.

Zur Schulzeit machte ich bei allen Skirennen mit. Ich habe zum Teil auch geübt (trainiert), während meine Klassenkameraden Christenlehre hatten. Ich war auch Mitglied des Skiclub Vals. Die Selva-Abfahrt habe ich Jahr für Jahr, wenn man sie durchführen konnte, bestritten. Da waren auch immer Lugnezer und Ilanzer beteiligt – eine gute Konkurrenz.

Interessanter war das Skifahren während des Kraftwerkbaues. Ein paar Österreicher waren beim Stollenbau in Peil beschäftigt. Das waren damals schon ganz gute Skifahrer. Ich war oft bei ihnen und konnte von ihnen viel lernen. An eine Episode erinnere ich mich noch: Beim Dorfskirennen „Tannelti – Garlag“ hatte einer der Österreicher erstmals in der Luft gekehrt, d.h. zuerst eine Welle übersprungen und dann direkt gewendet. Für Vals war das damals sensationell. Heute ist das natürlich am Lauberhornrennen keine Sensation mehr.

Die Österreicher haben in Peil, Alp Waltsch, auch Slalom trainiert und Rennen organisiert. Ich machte dann jeweils auch mit. Meine langen Skis riefen bei ihnen am Start nur Lachen hervor. Trotz meiner langen Bretter habe ich dann den sechsten Rang herausgefahren.

Auch am Mundaun-Rennen (Obersaxen) nahm ich fünf Mal teil. Am Renntag musste ich jeweils um 03.00 Uhr füttern gehen, damit ich um 07.00 Uhr bereit war für die Fahrt ans Rennen. Drei Österreicher und ich konnten zweimal den Gruppenbecher nach Vals holen.

Mein Vater war ein paar Mal Zuschauer. Er hatte mich jedes Mal gewarnt mit den Worten: „Du fährst viel zu frech. Pass auf, sonst verunfallst du eines Tages.“ Ich habe dann auf ihn gehört und nach meiner Heirat das rennmässige Skifahren aufgegeben.

Bis jetzt trifft man mich jeden Winter – auch mit meinen 88 Jahren – auf der Dachbergpiste an. Langsam machen sich zwar schon Altersbeschwerden bemerkbar.

Ich habe sehr gerne beim Skilift und später bei der Sportbahn gearbeitet, obwohl es sehr streng war, Landwirtschaft und Beschäftigung bei der Sportbahn unter einen Hut zu bringen. Finanziell war es eine Notwendigkeit. Meine Kinder zeigten wenig Freude an der Landwirtschaft. So habe ich nach und nach abgebaut und liess mich dann für ein paar Jahre ganzjährig bei der Sportbahn anstellen.

Meine Haltung zum Tourismus war/ist die: Man muss die Touristen bedienen und für sie alles machen. Ich habe das erlebt bei der Bergbahn und dort feststellen müssen, dass jüngere Angestellte nicht mehr mit derselben Energie und „Faschtidi“ (Lehnwort aus dem Italienischen: Sorgfalt) eine Arbeit anpacken wie Angestellte meiner Generation. Jene brauchen mehr Freizeit, ja sogar geregelte Pausen während der Arbeit. Der Wohlstand im Dorf ist dem Tourismus nicht dienlich, meine ich. Er macht mehr kaputt als gut.

Die grösste Katastrophe in Vals war der Lawinenwinter 1951. Die Musikgesellschaft hatte am 20. Januar im Schulhaus ihre Übung. Plötzlich ging das Licht aus. Wir ahnten Böses. Die Lawinensituation war bereits den ganzen Tag sehr angespannt. Dem Senn hatte ich noch in der Sennerei gesagt, er solle doch mit seiner Familie an einen sicheren Ort ziehen. Auf der Sonnenseite (linke Talseite) war nämlich die Lage sehr kritisch.

Sofort verliessen wir Musikanten das Übungslokal und sahen dann, dass die Lawine auf der Sonnenseite bis ins Dorf niedergegangen war. Wir halfen alle mit, nach Verschütteten zu suchen. Die Verbindungen zur Aussenwelt waren alle unterbrochen. Deshalb wurden gute Skifahrer gesucht, die bereit waren, in der Nacht loszuziehen, um in Furth (Uors) Hilfe anzufordern. Ich sagte sofort zu. Jemand musste mir einfach das Vieh füttern.

Wir waren dann fünf Skifahrer, Richard Schmid, Johann Tönz, Ferdinand Jörgler, Gallus Peng und ich, die die verschüttete Strasse Richtung Furth unter die Skis nahmen, um ca. 23.00 Uhr zogen wir los. Zum ersten Mal schwierig wurde es bei der hohen Brücke. Dort durften der Reihe nach immer nur zwei Skifahrer passieren, die anderen mussten sichern. Die Gefahr war gross, dass uns eine neue Lawine vom „Lüuschenbüel“ begraben könnte. Immer wieder hörten wir ein dumpfes Krachen. Es ging dann aber noch gut. In Buccarischuna war noch Licht in der Stube. Wir kehrten ein und tranken einen Kaffee. Die Hausbewohner wollten uns nicht mehr weiterziehen lassen und boten uns sogar ein Nachtlager an.

Wir hatten unseren Auftrag und nahmen die Strecke bis Lunschania in Angriff. Eine weitere grosse Gefahr lauerte beim „Schöötobel“. Es ging abermals gut. Im Büelhus (Gastwirtschaft) kehrten wir wieder ein, bevor

wir dann das längste und schwierigste Wegstück zu bewältigen hatten. Die Strasse war völlig zugeschüttet und der Schnee fest gepresst, so dass wir die Skis ausziehen und die Passage bei der St. Nikolaus Kapelle zu Fuss, Schritt für Schritt, überqueren mussten.

Um 04.00 Uhr morgens kamen wir dann in Furth an. Von dort aus konnte man telefonieren und Hilfe anfordern. Eine Kompanie und Bauleute einer Firma gingen dann sofort daran, die Strasse zu öffnen. Es dauerte aber Tage ...